

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

140 (20.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst



# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Noch immer ohne Arbeit

Tun sind es schon 300 Tage, die er untätig sein muß. Vor langer Zeit erhielt er den letzten verdienten Arbeitslohn. Mit ihm erhielten noch viele Mitarbeiter die Papiere. Der Betrieb ist unrentabel und zum Teil seien auch die hohen Löhne schuld, die es in der Rindfleischbrennerei der Werksleitung. Noch mit Hoffnungen suchten sie das Arbeitsamt auf. Arbeit muß sich doch wieder finden. Aber es wurden immer mehr, die mit ihm aufs Arbeitsamt gingen. Die Zeit der Verschuldung, des Hungerns, der Not will kein Ende nehmen. Die Kleidung wird immer schäblicher. Der Lebensmut geringer. Die Hoffnungen unerschöpflicher. Die Verdrängung zum Unterhaltungsbedarf hat nach das Ende erreicht. Mit verdorrter Haut, unzufrieden mit sich und den anderen lebt er und die anderen dieses Leben der Hofflosigkeit. Und täglich wächst noch das ungeheure Heer der Arbeitslosen, der wirtschaftlich Ausgestoßenen. Ist solches Leben lebenswert?

Wieder frei und in klaren Linien ausbreitet liegt die Natur. Die klare Luft ermöglicht einen weiten Blick. Man kann dieses Landschaftsbild nicht betrachten ohne zugleich ethische Freude an Arbeit, Keuschheit, Ehrlichkeit und Ehrlichkeit zu empfinden. Die Gedanken werden klar, die geistige Ehrlichkeit geläutert, die reine Erkenntnis gefördert. Man durchschaut das Leben besser, seine Zusammenhänge, Ziele und Grenzen. Das nächste Ziel tritt deutlich vor Augen. So muß man schaffen, das ist der Weg, hier muß man einsehen, um sich seinen Lebensweg zu ebnen. In der Natur ist es jedes Jahr dasselbe: Der Frühling kommt, der alle Seltsamkeit der Welt verflüchtigt, der Sommer siebt daher, der unermüdlich im Westen, Reifen und Schenken ist, der Herbst wird, der herrliche Ernte bringt und der Winter tritt vor uns hin, mit dem die Ausgestoßenheit in der Natur Einzug hält. Hier ist Spätem. Wie anders ist es aber im wirtschaftlichen Leben der Menschen. Die Welt besitzt hinreichend Güter und Lebensmittel, um allen ein freudiges Leben zu sichern. Aber der böse Feind im Menschen: der Egoismus, die Profitgier und Geldgier verhindert das. Die Menschen werden sich gegenseitig Feinde. Einer frisst den andern. Dies wird erst anders, wenn nach sozialistischen Prinzipien nicht aus Egoismus, sondern nach Bedarf produziert wird. Die Menschen müssen die Güter so verteilen, daß nicht in Amerika Getreide verrotten und während Hunderttausende Hunger vor Hunger sterben und in Europa das Elend durch die Arbeitslosigkeit geradezu gigantische Formen annimmt. Kurt Schöpplin.

## Europa ist gewarnt

Von Dr. jur. Hubertus Prins zu Löwenstein.

Am Fackler-Verlag ist soeben ein Roman „Wahn Europa 1934“ von Hanns Götsch erschienen. Der Führer des Republikanischen Studentenbundes, Dr. jur. Prins zu Löwenstein, ein Sprößling eines der bekanntesten süddeutschen Adelsgeschlechter gibt diesem Roman folgende Mahnung mit auf den Weg:

Hanns Götsch läßt den Völkern Europas in seinem aussergewöhnlichen Buch noch drei Jahre Zeit zur Bestimmung. Die Warnung, die er ausspricht, sollte in allen Sprachen lebendig werden, denn es ist nötig, daß alle Kräfte zusammenschließen und daß alle Hände ineinandergreifen, um den Untergang abzuwehren, der nie lo höher war, wie jetzt. Tausende Windstöße, fressend dieses Geistes mit dem Feuer, ja, erste Flammen aus diesem Feuer. Steine und Veremung gegen alle, die zur Umkehr rufen — das ist das Bild, das sich tauglich, deutlicher entrollt. Was kann getan werden, um das Verderben abzuwenden? Unablässig in das Land und über die Grenzen des Landes hinaus die Wahrheit rufen; daß die Erneuerung nicht aus neuer Verdrängung kommen kann, daß neues Geistes der Völker brüderliche Zusammenarbeit zur Voraussetzung hat.

Seit Jahren bereitet sich im europäischen Geistesraum ein großes Ereignis vor: Die Wiedergeburt der abendländischen Gemeinschaft. Wir fordern nicht eine matte kontinentale Freundschaft und keine bloßen Resolutionen zur Völkerverständigung — das, was wir wollen, ist die Schaffung eines wahrhaften und lebendigen Reiches europäischer Völker. Die Nationen unserer Kulturkreise wurden aus einer Einheit geboren, und es war ihre Aufgabe, ihrem Charakter entsprechend zur Selbstständigkeit zu streben. Heute ist aber die Stunde gekommen, wo sie wieder zu Einheit müssen, damit das Ganze und damit die Teile leben können.

Hanns Götsch warnt Europa vor der Selbstverleumdung. Bergabens? Aber den Krieg verberichtet und wer zum Kriege geht, er ist Landesverräter und muß als solcher gebrandmarkt werden.

## Viel zu viel Musik

Kürzlich, auf einem Gang durch die Stadt, las ich an einer Scheibe:

### Kaffeehaus ohne Musik!

„Ohne“ war die Unterstrichen. Wie haben die Zeiten sich geändert! Vor anderthalb, vor zwei Jahrzehnten, waren Lokale, in denen musiziert wurde, eine Lebens- und Hörsenswürdigkeit, ein lokales Kuriosum. Wo ist heute noch so leicht eine Wirtschaft zu finden, die nicht von Tönen durchdringt würde, in der nicht eine Kapelle donnerte oder wenigstens ein Klavier traktiert würde, in der nicht Grammophonplatten schnurrten oder Musikapparate loslegten, in der nicht aus der Muschel des Radioempfängers Gespielte und Gesung dröhnte! Wir sind das musifizierendste Zeitalter der Weltgeschichte. Die Musikantenkassen haben goldene Tage. Aber die Vorzüge gelegentlicher Besinnung, jene noch nicht ausgestorbenen Menschen, die im Kaffeehaus und im Restaurant sich mit ihren Freunden unterhalten, ihren Gedanken nachhängen, mit einem Minimum von Konzentration die Zeitung lesen wollen — weiß man, was man denen tut? Man hat sich über Musik zu allen Zeiten besorgt. Das Klavier eine Etage höher, der Leierkasten auf der Straße, das Grammophon nebenan, sind länderliche Motive der Musikblätter älterer Jahrgänge gewesen. Mit der Musikwelt unserer Tage hält das alles keinen Vergleich aus. Wir ertrinken in Tönen, jealicher Respekt vor dem Segen der Stille geht immer mehr verloren. Natürlich hat sich der Musikfanatismus auch auf das Kino erstreckt. Kein Tonfilm, in dem nicht mit nervöser Unschicklichkeit darüber gemacht worden wäre, daß die Möglichkeiten zur musikalischen Unterhaltung auf das peinlichste ausgenutzt würden. Wie ist jener Kaffeehauswitz zu beglückwünschen! Endlich einmal einer, der es abnt, daß es noch Ohren gibt, die den Hinweis darauf, daß man sie hier nicht zu strapazieren gewillt ist, als eine höchst zeitgemäße Empfehlung empfinden. Hans Bauer.

## Hollandung

Von Carl Ewald Voalzer.

„Sieh dort...!“  
„Rasch — komm — um Gotteswillen — rasch!“  
Der Ingenieur erfasste die junge Frau an den Hüften, hob sie mit athletischer Kraft in die Höhe und rannte mit ihr den nassen Strande entgegen.  
„Was soll Dein Benehmen“, schrie das junge Weib, — „bist du wahnsinnig geworden?“  
„Dort — dort — sieh doch, Claire — der dunkle Punkt kommt rasend schnell auf uns zu.“  
Die blonde Frau hob das Haupt — ein eisiger Schreck durchfuhr ihre Glieder.  
„Mein Gott... Edgar... was ist... was soll das?“  
„Nicht fragen... rasch, Claire... rasch, Claire... rasch... es geht um unser Leben.“  
Atemlos kuschelte der Mann. Ueber Gefähr, Wüste und Steine trug er seine Liebe, schmerzhaft.  
In der Luft lag ein unheimliches Brausen; die Dunkelheit nahte mit Riesengeschwindigkeit.  
„Da — da — Edgar — Edgar...!“ Die Frau stieß einen gellenden Ruf in die Dämmerung. Ihre Augen starrten entsetzt dem Unheimlichen, Dämonischen entgegen.  
Wie ein gefährlicher Baum stürzte der Ingenieur mit seiner Last auf Boden. Schweiß bedeckte seinen ätternden Körper, leuchtend blüß blieb er im Sande neben der Ohnmächtigen liegen. Er sah den rasenden Tod der Luft auf sich zufliegen. In der nächsten Sekunde mußte ihr beider Leben ausgelöscht sein.  
Eindeinhalb Meter vor den geknickten Menschen, bohrte sich die Maschine des Aero-Loob in die Erde. Zwei Männer flatterten blutüberströmt aus den Trümmern des Flugzeuges.  
„Verdammtes Glück!“ murmelte der eine. „Sehn Meter weiter und wir wären ebenfalls erschossen.“  
Der Andere beschlich sich während die Ueberreste des Silberpfeils. Die Karre ist erledigt, meinte er, wir dürfen... was ist das?“ Sein Fuß hatte einen weichen Gegenstand berührt. Er rief einen Ruf der Ueberrassung aus.  
„Menschen...“, satterte seine Stimme, — „wir werden doch nicht... Die beiden Piloten neigten sich blüßvoll über die zwei leblosen Gestalten. Gleich叱rungen horchten sie auf Verschlag und Puls.  
„Sie leben — beide“, sagte der erste aufatmend, „noch zwei Meter weiter...“  
„Wir müssen sie überrascht haben“, fiel ihm der andere in das Wort — „sie sind vor uns geflüchtet — wollen doch einmal sehen.“

Er zog eine Kognakflasche aus dem Federmaag und führte sie zu den Lippen der beiden jungen Menschen. Der Mann erwachte zuerst aus seiner Bewusstlosigkeit. Bei dem Anblick des strahlenden Fluges brach er in ein schauerliches Gebrüll aus.

„Der Tod — der Tod...!“ schrie er wie irrsinnig und streckte die Hände vor, als fürchte er zerplatzen zu werden. Erst allmählich lebte ihm die Besinnung wieder und bald darauf erwachte auch die junge Frau.

„Wir haben grauenhafte Minuten erlebt“, berichtete der immer noch bebende Ingenieur den Piloten, „wir haben den Tod...“  
„Wir auch“, erwiderten die Männer der Luft, „wir auch...“  
Eine Viertelstunde später saßen die vier Gestalten um ein nächtliches Lagerfeuer.

## Badischer Kunstverein

Ausstellung der „Zunft zur Arde“

Als sich vor bald einem halben Jahrhundert aus den damals erbitterten Feinden der Kunsterschaft einige Prominente in den hiesigen Vort zurückzogen, waren sie großzügig genug, alles was ernstem, zünftigen Kunststernum bildigte, mit in ihre Arde zu nehmen. Sie war gut gesammelt diese Arde, sie mußte manchen Sturm erleben, sie hat sich aber bewährt. Es gingen Persönlichkeiten, selbst Grobe, aus der Gemeinschaft hervor, die der Arde die Treue hielten, bis zu ihrem Tode. Neben Thoma war F. S. einer der markantesten Künstler, die im Bordbuch der Arde eingetragen waren und wenn der Chronist nicht irrt, war auch Karl Heilig ein verdienstvolles Mitglied dieser Tafelrunde. Der Kunstverein hat der „Zunft zur Arde“ gegenwärtig seine Räume für eine Ausstellung zur Verfügung gestellt. Man geht gerne darinnen, sie ist reich und gut besetzt. Der Eindruck ist wohl repräsentativ, doch aber auch sehr anregend. Es wird vieles und vielerlei gebracht. Einer Reihe verstorbenen Mitglieder hat die Arde gedacht. Thoma ist vertreten. Man bekommt Werke von F. S. Mayer, Rols, von Walder und Förz zu sehen. Man lernt die Kunst Walders schätzen. Er war vielseitig und dennoch zerplitterte er seine Kräfte nicht. Seine Plastiken sind Arbeiten, die sichtlich mit lebhafter innerer Anteilnahme entstanden sind. Sie zeigen alle von solidem Können und innigem Vertrauen in dem Material. Von Prof. Bühler ist eine Arbeit da, von der man wünscht, sie wäre nur Randbüchlein. Diese Art künstlerisch-didaktischen Sehens weist auf Thoma hin, der damit überzeugen konnte. Dann Bühler arbeitet peinlich sauber, gleichsam mit Nervenfleisch. Als Bildmaler, es mag zwar gefälliger wenn man vorwärts hat, darf Leonhard ob seiner defekten, aber nicht modernen Malweise gerühmt werden. Eine geistvolle Arbeit, technisch selbstredend nach allen Regeln vollendet, ist Hemphinas „Alt und Gipsmodell“. Wolfberger hat erstaunlich viele Ausdrucksmittel, seine klare Erschaffung der Motive, geben seinen Bildern eine starke Note. Amts Bühler findet für seine nicht gehaltenen, frohfarbigen Fedtauschschnitte ein dankbares übersehendes Publikum, das auch die Sorgfalt und Güte seiner Technik zu schätzen weiß. Sehr eindrucksvoll, dekorativ hat Vetter seinen Alt gestellt. Die Farben sind warm, der Vortrag überaus, er ist nicht alltäglich. Winkler versteht sehr gut den Ton der Pastellfarbe seinen Abstrichen dienlich zu machen. Sein Blumenstück hat eine vornehme koloristische Haltung. Brenneisen ist ein intimer Kenner unserer wirklich schönen Schwarzwaldlandschaften. Er hat das Auge und die Gesamteinstellung mit einem fein geübten Kolorismus diese Schönheiten festzuhalten. Was Pfefferle malt, hat Stimmungsstärke. Es reißt Leben darin. Die feinfühlernde überaus subtile Aquarellmalerei beherrscht Leo Müller. Er hat eine Reihe wirksamer Prosente. Grether bleibt immer sachlich, was er auf seinem Gebiete zu sagen weiß, ist eindrucksvoll. Stauffert hat Temperament. Seine Alt sind lebendig, im Kolorit licht und doch abblühend. Aus Borsheim haben Haas und Rabis ausgehellt, beide haben eine verlässliche Sprache. Bender hat eine herbe strenge Note in sein Goloctha gelegt. Höchst Beachtenswertes bekommt man von den Offenburgern Literst (Aquarelle) und Wolf zu sehen, sie haben keine sarte Stimmungen. Auch Stauch, Heidelberg, weiß mit Wasserfarben zu fesseln. Dehlers, Heidelberg, Temperararbeiten haben Qualität. Die Mannheimer Schuls, Papsdorf und Brüß sind modern orientiert. Sie arbeiten mit kräftigen Altentein, sie sind farbenfreudig und verstehen apart zu wirken. Schleich, Baden-Baden, wurde besonders von Lichteffekten angezogen, die ihm auf seinen Reisen in Argentinien auffielen. Um sie festhalten zu können, hat er sich eine exotisch gemaltete Palette erfunden. Von Hans Trinneberg, wohl dem ältesten Mitglied der Arde, sind Glasmalereien zu sehen, es ist beste Kunst, plastische Werke setzen Deiß, Vahn und Studinaer. Es sind ganz famose Stücke darunter. D. B.

**ALOIS NOLD**  
**DIE HOLLE VON CAYENNE**  
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegations  
Verlag: Verlagsdruckerei Volksfreund GmbH, Karlsruhe  
Nachdruck verboten

Unser arabischer Beschützer trat aber energisch für uns ein. Im haben wir unser Leben zu verbanken. Nach kurzer Beratung wurde uns erklärt: Verflucht seid ihr und geht. Hoffnungslos und trostlos gingen wir, unserer Kleidung beraubt, ganz nackt, landeinwärts.

Wir hatten etwa eine Stunde Weg zurückgelegt, als uns drei Araber begegneten, die sich sehr freundlich zu uns setzten und uns einluden, mit in ihre Niederlassung zu kommen. Rasch entschlossen nahmen wir die Einladung an. Bergauf führte uns der Weg. Wir gelangten endlich gegen Mitternacht mit zerlösenden Füßen in dem Dorfe Souf-Essifrit an und wurden in einem Hause untergebracht, in dem wir dann drei Tage verbrachten mußten. Das Essen wurde uns in einer kleinen Holzschüssel vorgesetzt. Es war eine löcherige Speise. Pfeffer oder sonst ein Gewürz gab es nicht. Wir mußten mit den Fingern essen. Lederhosen waren es gerade nicht, die uns vorgesetzt wurden.

Das ungereinigste Olivenöl, das in dem Eifen war, hatte einen solch widerlichen, zum Brechen reisenden Nachgeschmack, daß wir trotz des Hungers es vorzogen, nicht alles zu essen. Eine geraume Zeit später erschien ein anderer unserer Gaskneber und brachte neben ein altes arabisches Semel, das uns bis zu den Fußspitzen reichte. Während der drei Tage waren wir vollständig von der Nahrungswelt abgeschlossen.

**Freundliche Araber**  
Was sich in dieser Zeit zugetragen, erfuhren wir in Bände. Der Caib (Bürgermeister) hatte sich mit dem Stammesältesten unserer Vorfahren in Verbindung gesetzt und die uns geraubten Kleidungsstücke und Waffen verlangt. Dem Verlangen wurde nicht entsprochen. Es erschienen nie mehr acht Mann jenes Stammes und verlangten unsere Auslieferung. Wir weigerten uns gegen dieses Verlangen. Aber nach langem Zureden und bewogen durch

die Freundschaft der acht Abgesandten, ließen wir uns doch bereuen, mit ihnen zurückzutreten. Tief in der Nacht kamen wir wieder in der ersten Niederlassung nach unserer Flucht an.

Zu unserer Freude mußte wir feststellen, daß das Verhalten des Stammes uns gegenüber sich völlig geändert hatte. Wir wurden mit größter Freundschaft aufgenommen. Sogar mehrere Schafe wurden geschlachtet, am Spieß gebraten, und mit noch anderen Gerichten uns aufgetragen. Der Stamm war die Freundschaft selbst. Man verlangte sogar von uns, daß wir mit ihnen aus der Wälderseite rauschten. Bis in den nächsten Tag hinein bauerte die Schmauferei. Wir erhielten nach Beendigung der Verlobungsfeier für unser altes Semel ein neues, dazu einen Umhang, Burnus, eine 2,50 Meter lange und 0,50 Meter breite Kopfbinde, eine Lederstirn und ein Messer. Bevor die Kopfbinde zu einem Turban geformt wurde, mußten wir unsere Haare glatt schneiden und abrasieren lassen. Auch der Mohammedaner wurde entsprechend geformt. Bald haben wir aus wie echte, eingeborene Araber. Nach der Einkleidung wurden wir in der Siedlung umhergeführt. Ueberall fanden wir freundliche Aufnahme. Nach Landesseite bot uns selbstverständlich jeder Kasbahbesitzer seine besten Speisen und Getränke an.

Vier bis fünf Tage dauerten diese Vorstellungen und Anstandsbesuche. Danach wurden wir getrennt. Jeder kam zu dem Araber, der sein Gewehr besaß. Es wurde uns geraten, niemals allein ohne Begleitung eines Eingeborenen von der Behausung wegzugehen. Es wäre nämlich eine Kleinigkeit gewesen, einen von uns europäischen Arabern niederzutreten, zu entführen oder gar den Franzosen zurückzubringen. Wir hatten aber die Gelegenheit, uns in unserer Muttersprache öfters zu unterhalten. Der erste Gedanke war natürlich die Erwägung einer weiteren Flucht. Kannten wir erst einmal die Sitten, Gebräuche und Sprache der Eingeborenen, dann war es für uns möglich, mit deren Hilfe das Atlasgebirge zu durchqueren, um nach der spanischen Kolonie Rio de Oro zu gelangen. Eine andere Fluchtmöglichkeit wäre wohl kaum in Betracht gekommen. Waren wir erst einmal bei den Spaniern, hätten wir unter Zuhilfenahme des deutschen Konsulats ganz gewiß nach der deutschen Heimat ohne besondere Schwierigkeiten gelangen können.

**Umtaufe**  
Es stellte sich heraus, daß wir ohne eine Umtaufe zum Mohammedanismus die Kleider der Mohammedaner nicht weiter tragen konnten. Wir mußten also noch eine weitere formelle Prozedur über uns, ergeben lassen. Wir wurden beschnitten. Eine Operation,

die nicht besonders schmerzhaft war. Nun erst konnten wir uns als richtige Mohammedaner betrachten. Wir lernten die vorgeschriebenen Gebete und hielten uns streng an die Vorschriften.

Etwa drei Wochen lebten wir so unter den uns liebgewordenen Mohammedanern, als uns eines Tages bekannt wurde, daß der französische Kommandant der unterworfenen Stämme an den Caib von Mit-Emsart ein Angebot für unsere Auslieferung in Höhe von 500 Duro, das sind 2500 Frank, unterbreitet habe. Der Caib hatte kein Verlangen nach den 2500 Frank und lehnte unsere Auslieferung ab. Aber für uns hieß es, auf der Hut zu sein.

Zwei Monate verbrachten wir so in Mit-Emsart. Wir hatten uns die Sitten und Gebräuche der Einwohner, wie auch die Sprache gut angeeignet. Wir durften uns innerhalb des Stammes frei bewegen. Dennoch aber glaubten wir, nicht länger in dieser Siedlung verbleiben zu sollen. Wir erfuhrten deshalb den Caib, uns zu einem Vakcha oder Sultan im Innern des Landes zu schicken. Der versammelte Rat genehmigte unsere Bitte.

**Reitertransport**  
Acht Tage nach der Beschlußfassung saßen wir Mit-Emsart Lebewohl. Unsere Marschmenge bestand aus einem Ziegenfell voll geröstetem Gerstenmehl, einer Fische Olivenöl und einigen Broten. Protagent für etwa vier Tage. Hier bewaffnete, landkundige Araber, ausgerüstet mit einem Belegtschreiben, waren unsere Führer und Beschützer. Am frühen Morgen, nach vor Tagesgrauen, wurde aufgedreht.

In den späten Nachmittagsstunden kamen wir in Mit-Abdir an, einem zu unserem Stammes gebührenden kleinen Dorfe, von dessen Bewohnern wir recht freundlich und stammesgenösslich aufgenommen wurden. Wir deutsche Araber.

Am nächsten Morgen wurden wir sehr frühzeitig geweckt. Zum Frühstück gab es das mohammedanische Leibgericht, Gush-Gush, in einer Holzschüssel aufgetragen. Auch dieses Mal wurde nach echt mohammedanischer Weise gespeist. Es ist ein abschauliches Bild, wenn die ganze Gesellschaft um die Schüssel sitzt und mit den Fingern in der Speise herumwühlt. Man muß schon guten guten Hunger haben, um da mithalten zu können. Was wollten wir aber tun! Wir waren bei den Wölfen und mußten mit ihnen heulen.  
Welche erstaunten Gesichter machten die Araber, als ich einmal als Kulturmensch mit Pfeffer und Gabel essen wollte. Ich kam mit meinem heimatischen Anstand nicht weit. Die Araber nannten mich sofort einen unreligiösen Muselman!  
(Fortsetzung folgt.)